

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

134 (14.6.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 48

Wie die meisten redenhaft angelegten Individuen der höheren Tierwelt, ist auch der Esch gewöhnlich friebfertig und kann ohne Scheu an einem starken Eschwild vorübergehen. Wird es aber durch Gefahr oder Bewundung gereizt, sind die Hirsche zur Frotzplanzungszeit erregt oder haben die Nähe noch junge und hilflose Kälber, dann sind sie unberechenbar und eine Begegnung mit ihnen ist nicht unbedenklich. Eine Eschschuß mit dem Kalbe, die nicht Neigung zeigt, sich zu trollen, wird man klugerweise in großem Bogen zu umgehen haben, erlaubt das die Decklichkeit nicht, so lehrt man am besten um. Ehe man sich dessen versieht, stürmt sie zum Angriff heran und wehe dem, auf welchen die starken Hufen niederschlagen. Eine Eschschuß zerstampft große Hunde und auch Wölfe in wenigen Augenblicken zu einer formlosen Masse. Sie bedient sich dabei als äußerst wirksame und gefährliche Waffen ihrer Vorderläufe und nicht nur die Kuh, sondern auch der Hirsch, wenn gleich dieser auch von seinem Geweiß Gebrauch macht. Die schweren, mit sehr scharfen Kanten versehenen Hufen verursachen furchtbare Verwundungen und noch nach dem Tode des Gegners trampelt und stampft das wütende Tier auf dessen Kadaver herum. Zum Stoße nach vorn, wie der Edelhirsch, kann der Eschhirsch sein seitwärts abbiegendes Geweiß zwar nicht gebrauchen, aber um so mehr zu furchtbaren Schlägen durch Schwänzen des Kopfes.

Das Edelwild entnimmt seine Nahrung viel weniger dem Boden, als dem Baum- und Strauchwuchs; denn infolge seiner hohen Füße, des hohen Widerrists und kurzen Halses, kann es mit dem Maul nur schwer an den Boden gelangen. Von Bodengewächsen liebt es ganz besonders die Kuhflume. Seine Nahrung aber ist und bleibt die Werstweide, nach welcher es meilenweit wandert; sonst nimmt es auch andere Weiden und Weichhölzer an und von Nadelhölzern lieber die Kiefer als die Fichte. Es folgt daraus, daß das Edewild der Landwirtschaft weit mehr durch Zerretten der Saat schadet, dagegen im großen und ganzen mit der modernen Forstwirtschaft sich schlechterdings nicht verträgt. Was seinem Maul an Zweigen und Wäldern der ihm angenehmen Nahrungsgewächse angenehm erreichbar ist, frisst es ab und verschrotet daumenstarke Raubholzstücke mit Wohlbehagen; daß es bei seiner Höhe sehr weit hinaufreichen kann, bedarf keiner Betonung und dabei leistet ihm die unförmlich große Oberlippe, so ungeeignet sie zum Greifen am Boden ist, zum Fassen von Zweigen sehr gute Dienste, da sie sich rüsselähnlich verlängert, und will auch diese nicht mehr ausreichen, erhebt sich das Esch auf die Hinterbeine und reißt die jüngeren Stämme nieder, frisst sie zu Stümpfen ab und bricht sie meistens ganz um.

Daß solche Tiere, deren gänzliches Aussterben für die Tierfauna Deutschlands sehr zu beklagen wäre, entsprechende Decklichkeiten erheischen, liegt auf der Hand und solche bietet das Lebensforster Weid, wie schwerlich ein anderes, es liegt auf dem Delta, welches die Ausflußströme der Memel hauptsächlich aus und Gölge bilden; auf dem Höhenboden vorherrschend mit kräftigem Nadelholz bestanden, schließen sie sich an weit auf der Niederung ausgedehnte Erlenerbrüche, auf welchen bis ins Gaff hinein große Weiden- und Rohrwerder folgen, während nach dem Nordosten sich meilenweit Ede Hochmoore erstrecken. Die Zunahme der Bevölkerung und die mit ihr vermachene intensivere Kultur, d. i. eingehendere Ausnutzung des Bodens, werden den Eschen immer mehr Raum abgewinnen und die Ansiedelung der großen Hochmoore besiegelt ihr Schicksal, denn ohne diese können sie nicht leben.

Allerlei.

Eine brollige Geschichte erzählt Abami in der italienischen Theaterzeitung „Arenä“ von dem in ganz Italien bekannten Schauspielregisseur Ferravilla, der gegen neue Stücke eine unüberwindliche Abneigung hat und Dramen aufstrebender Dichter regelmäßig ungelassen zurückschickt. Ein Poet, der das wußte, wollte dem Herrn Direktor einen Streich spielen, um ihn vor ganz Italien lächerlich zu machen. Er sandte an Ferravilla ein umfangreiches eingeschriebenes Paket, das ganz gut eine Komödie in mehreren Akten sein konnte. Beigelegt war dem Paket ein Briefchen nachstehenden Inhalts:

„Sehr geehrter Herr! Ich erlaube mir, Ihnen beiliegendes Drama, das mir und meinen Freunden einer Aufführung wert zu sein scheint, dringend zu empfehlen. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie es lesen und mir Ihre geschätzte Meinung sagen wollten.“

Nach einem Monat ungefähr erhielt der Verfasser von Ferravilla einen Brief, der also lautete:

„Ich habe Ihr Werk gelesen und wieder gelesen, mußte aber, so sehr es mir um Sie tut, zu der Ueberzeugung gelangen, daß es eine Aufführung nicht verträgt. Der dritte Akt vor allem würde ganz sicher ausgezigt werden. Entschuldigen Sie dies offene Wort und seien Sie überzeugt“, usw. . . .

Mit wendender Post bekam Ferravilla von dem „Verfasser“ folgende Antwort:

„Ihre Kritik ist sehr gerecht und gewissenhaft. In einem Punkte nur kann ich mit Ihnen nicht übereinstimmen: Sie sagen, daß Sie mein Drama gelesen und wieder gelesen haben; wie ist das möglich, da ich es doch gar nicht geschrieben habe?! Das „Manuskript“, das ich Ihnen schickte, bestand aus lauter . . . unbeschriebenen Blättern.“

Ferravilla erklärte sich aber trotzdem nicht für überwunden: „Wenn Ihre Dramen“, antwortete er, „schon so schlecht sind, wenn sie noch gar nicht geschrieben sind, so kann ich mir denken, wie schlecht sie erst sein würden, wenn sie wirklich geschrieben wären. Ich habe Ihren Scherz auch meinerseits mit einem Scherz erwidert, und der „Reingefallene“ sind Sie!“

Was sind reine Hände? Es genügt nicht, daß man die Hände morgens reinigt und sie wieder wäscht, wenn sie schmutzig aussehen, denn man sieht oft gerade die gefährlichsten Verunreinigungen nicht, weil sie für das menschliche Auge zu klein sind. Die Hände müssen vielmehr außerdem gewaschen werden, sobald sie mit unsauberen Gegenständen und überhaupt mit Dingen in Berührung gekommen sind, wovon etwas an ihnen hängen bleiben konnte. Eine der ersten Regeln ist, daß nach jeder Benutzung des Klosetts die Hände mit Seife gereinigt werden. Das benutzte Papier, der Esch, der Handgriff des Spülapparates, der Klosettbedel und andere Keile müssen in jedem Falle als schmutzig oder beschmutzend angesehen werden. Wir müssen uns schämen, daß in Schulen die Abtritte fast überall ohne Gelegenheit zum Händewaschen sind und daß wir die Schulkinder zwingen, mit den oft arg beschmutzten Händen wieder in die Klasse zu gehen, ihr Frühstück zu nehmen usw. Dabei sollte gerade im Jugendalter jede Gelegenheit benutzt werden, die strengste Reinlichkeit in Fleisch und Blut übergehen zu lassen!

Literatur.

Sajo, Prof. A., Die Biene. Reich illustriert. In farbigem Umschlag, geheftet 1 Mk., fein gebunden 1,80 Mk. Verlag des „Kosmos“, Gesellschaft der Naturfreunde (Geschäftsstelle: Frankische Verlagshandlung), Stuttgart. (Die Mitglieder erhalten diesen Band kostenlos.)

Prof. Sajo ist einer unserer bedeutendsten Immenforscher, dessen Arbeiten sich auf jahrzehntelange, rastlose beobachtende Tätigkeit stützen. Sein neues Werk ist wieder äußerst anregend und lebendig geschrieben; es ist ein Seitenstück zu dem über die Ameisen und behandelt das Leben der Honigbienen. Jeder Naturfreund wird überrascht sein von der Fülle des Neuen, Wissenswerten, die ihm aus dem Buche entgegenströmt.

„Große Modenwelt“ mit bunter Fächer-Vignette, Berlin B. 67, ohne die heute keine Dame von Geschmack mehr existieren kann. Sie lehrt, wie man sich mit Hilfe des musterergilten Schnittbogens die Kostüme selbst herstellen kann. Abonnement auf „Große Modenwelt“ mit bunter Fächer-Vignette (man achte genau auf den Titel) zu 1 Mk. vierteljährlich nehmen, sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Gratis-Probennummern bei ersteren und dem Verlag John Genty Scherwin, Berlin B. 57.

Aus den Witzblättern.

„Jugend“.

Abfuh. Alternder Ged.: „Ihre Wangen, süße Kleine, ist so weich und glatt wie — so glatt wie — — — — — wie Ihre Glaze!“

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 48. Karlsruhe, Montag den 14. Juni 1909. 29. Jahrgang.

Der Dichter des Struwelpeter,

dem ein Gedenkbrunnen in Frankfurt a. M. errichtet werden soll, hat vor 100 Jahren, am 13. Juni 1809, das Licht der Welt erblickt. Als Dichter und Zeichner kann er mit keinem Geringeren als mit Wilhelm Busch verglichen werden. Auch Dr. Heinrich Hoffmann-Donner — dies ist der wenig bekannte Name des Dichters des Weltbuchs Struwelpeter — machte die Verse selber zu seinen Zeichnungen wie Busch. In launiger Weise hat, wie wir dem „Türmer“ (Gerausgeber Febr. v. Grotthuß) entnehmen, er selbst in der Gartenlaube (Jahrgang 1871, Nr. 46, und Jahrgang 1893, Nr. 1) erzählt, wie er auf den Struwelpeter gekommen ist. „Es war im Jahre 1844, das Weihnachtstzeit nahe; ich hatte damals zwei Kinder, einen Sohn von 3 1/2 Jahren und ein Töchterchen von ein paar Tagen. Nun suchte ich für jenen ein Bilderbuch, wie es für einen solchen kleinen Weltbürger sich schicken mochte; aber alles, was ich da zu sehen bekam, sagte mir wenig zu. Endlich kam ich beim und brachte ein Heft mit, welches ich meiner Frau mit den Worten überreichte: „Hier habe ich, was wir brauchen“. Derwunder öffnet sie die Blätter und sagte: „Das ist ja ein leeres Schreibheft!“, worauf sie die Antwort erhielt: „Zawohl, aber da will ich dem Jungen schon selbst ein Bilderbuch herstellen!“

Das Kind lernt einfach nur durch das Auge, und nur das, was es sieht, begreift es. Mit moralischen Vorschriften zumal weiß es gar nichts anzufangen. Die Mahnung: Sei reinlich! sei vorichtig mit dem Feuerzeug und laß es liegen! sei folgsam! — das alles sind leere Worte für das Kind. Aber das Abbild des Schmutzfinfen, der brennenden Kleider — das Anschauen allein erklärt sich selbst und belehrt.“ Und nun erzählt Hoffmann, wie er in seinen freien Stunden ohne viel Vorbereitung ans Werk ging, welche Mühe ihm die Erfindung der Motive, das Kolorieren usw. machte, wie Erlebnisse — er war Arzt — der Phantasie nachhalsen, wie er selbst nach dem Leben unartige Kinder gezeichnet habe. Auf das letzte Blatt setzte er dann den gewaltigen Struwelpeter, der jetzt übrigens das erste Blatt ziert.“ Das Originalexemplar kam dann auf den Weihnachtstisch, bald aber wurden auch von andern Familien Wünsche laut, daß das Buch gedruckt würde. Die Angelegenheit wurde in dem literarischen Verein (in Frankfurt a. M.), der den seltsamen Namen: Die Wälder des Ganges führte, besprochen, und bald übernahm ein Verlag die Herstellung des Buches, das in einer Erstauflage von 1500 Exemplaren hinaus in die Welt ging. Nach etwa vier Wochen war die Auflage vergriffen. Der Absatz wuchs dann von Jahr zu Jahr und betrug nach 50 Jahren 30 000 Exemplare jährlich.

In ähnlicher Weise entstanden die übrigen Kinderbilderbücher Hoffmanns: König Ruckstuder und der arme Reinhold, Prinz Grünwald und Perlestein mit ihrem lieben Gelein und Bastian der Faulpelz; sie sind jedoch nicht so beliebt geworden wie der Struwelpeter. Auch sie sind ganz dem kindlichen Seelen- und Phantasieleben angepaßt, die Bilder sind voll märchenhafter, gemütvoller Poesie, voll Humor; sie wirken in der holzschnittartigen Manier geradezu stilvoll. Der Stil der Zeit — der 50er Jahre des verflossenen Jahrhunderts — spricht leise aus ihnen und mutet uns allfränkisch und doch vertraut an, aber auch ein zeitloser Stil offenbart sich eindringlich in ihnen, der echte, volkstümliche Stil des Kinderbuches, der wie alle wahrhafte Poesie auf das Volkslied, auf volkstümliche Vorstellungen und Anschauungen zurückgeht.

Vorbedingungen des wahren Unterrichts.

Es hat beim Unterricht ebenso wenig Wert, wie beim Reiten, „überall einmal dagewesen zu sein“, etwas gesehen

zu haben und davon reden zu können. Etwas einmal gehabt haben, gewußt haben ist nur Zeitvergeudung. Die Natur läßt glücklicherweise dieses aufgelaßene oder aufgedrungene Zeug, das keinen Lebenswert für uns hat, bald wieder aus, indem sie es uns vergessen läßt. Alles was der Unterricht bietet, muß er erleben lassen und zu Elementen unseres Seins, zu Faktoren unserer Geschichte werden lassen. Nur was in die Tiefen dringt und sich hier auswirkt, hat bildende Kraft. Darum ist es besser, die lebendigen Eindrücke walten, schaffen und gestalten in der persönlichen Erscheinung und das Wissen darüber bergeht, als daß die Kenntnisse dem Gedächtnis eingepreßt werden, aber der Mensch an sich selbst nichts davon hat, weil die Fühlung des Lebens zwischen ihm und den Dingen ausbleibt.

Es muß deshalb alles, was den Schülern geboten wird, persönlich bezogen und begründet werden, und was von ihnen verlangt wird, persönlich bedingt sein. Darum ist es entschieden zu vermeiden, ihnen etwas zu lehren. Gelingt es nicht, ihr Interesse dadurch zu wecken, daß man sie in eine Beziehung zu dem Gegenstand bringt, die auf dem Wege der Erfahrung erreicht wird und die Art des Erlebens an sich trägt (also praktisch, anschaulich, nicht theoretisch, begrifflich), so ist jeder weitere Unterricht nur geeignet, ihnen die Sache zu verneken. Wer nämlich glaubt, durch Gewöhnung interessieren zu können, verkennt das Gesetz, daß jede gewöhnung Beschäftigung mit etwas den Widerwillen dagegen nur steigert.

Ebenso verhängnisvoll ist es, den Schüler sich selbst betätigen zu lassen, ohne das, was er schafft, vom eigenen Interesse und persönlichen Leben getragen wird. Denken wir z. B. an den deutschen Aufsatz. Da sollen die Jungen und Mädchen alles mögliche schreiben, ohne daß die Lust an der Sache sie treibt oder ohne daß sie nach ihrer Entwicklung überhaupt das Bedürfnis haben, sich auszudrücken, also ohne daß sie hier wie dort insatiable dazu sind. Man nennt das wohl sogar mit Bewußtsein „formale Bildung“. Doch nur der Inhalt schafft die Form. Aber dazu muß er im Menschen lebendig sein, sonst kann er unmöglich Gestalt gewinnen. Wo das fehlt, gibt es nur „Stilübungen“, aber Stilübungen üben nicht den Stil, sondern vernichten das Stilgefühl im Keim und erziehen höchstens zu einer Gewandtheit im Schreiben, wo der Lebensnerv fehlt. Der Lehrer soll also nicht das Wissen und der Fertigkeit im Auge haben, sondern die Menschen. Denn er hat nicht Wissenschaft zu treiben, sondern Menschenkultur. Der Schüler ist nicht des Penjums wegen da, sondern das Penjum des Schülers wegen.

Damit hängt zusammen, daß dem Schüler ermöglicht wird, alles persönlich zu nehmen. Das rein sachliche, objektive Interesse bildet nicht, sondern macht unempfindlich gegen die plastische Kraft der Eindrücke und entpersönlicht, es liefert den Menschen an den Gegenstand aus und läßt ihn leer ausgehen. Das unpersönliche Interesse gehört in den Beruf der wissenschaftlichen Forschung, wo jeder Nebengedanke die rein aufnehmende Beobachtung stört und die Selbststoffdarung der Wirklichkeit hindert. Wissen um des Wissens willen ist also ein berechtigter Trieb für den Gelehrten, für den Menschen aber, der werden und leben will, ist es Neugier, die nicht nährt, Barbarei, die gierig im Stoffe wühlt, und ihn nicht verwertet. Der junge Mensch muß sich als den Mittelpunkt aller Dinge ansehen und alles für sich in Betracht ziehen. Diese persönliche Stellung ist der Boden aller Kultur gewesen und wird es bleiben. Darum muß der Lehrer dem Schüler dazu helfen, daß das Leben, das er vor ihm weitet, sein Leben wird, daß die Geschichte, die er staunend hört, sich für ihn ereignet, und die Mathematik eine Welt der Verhältnisse offenbart, die er für sich entdeckt.

Je persönlicher wir aber etwas vernehmen, um so subjektiver fassen wir es auf. Heute können die Lehrer aber

nicht einmal einen verschiedenen Ausdruck übertragen, sondern die Antworten müssen alle gleich lauten, denn eine ausgeprägte persönliche Auffassung ist verpönt. Es muß alles zum reinen Begriff, zur Formel entmenscht werden. Je mehr aber das Subjekt dabei ist, wenn es aufsteht, um so subjektiver muß die Auffassung geworden sein. Sie ist also ein Zeichen und Maßstab wirklicher Aneignung. Wie soll denn die Fühlung mit dem Leben anders hergestellt werden, als dadurch, daß es der Mensch mit seinen Sinnen erfährt, aus seiner Natur und Geschichte versteht, nach seinem Denken begreift. Jetzt soll er aber auf einmal begreifen, wie ein großer Theologe, verstehen wie ein Jude vergangener Zeiten und mit ganz fremden Augen etwas ansehen! Der Lehrer redet beim Dreieck von gedachten Linien, der Schüler stellt sich Baumstämme vor, seine gedachten Linien — welche ein Unverstand! Der Lehrer schildert die großen Männer in ihrer Menschlichkeit, er schwärmt für Heroen. Laßt ihn doch seine Welt sich gestalten, wie kann er denn ihrer mächtig werden, ohne ihr das Gepräge seiner Eigenart aufzudrücken! Wie soll denn seine Anschauung einheitlich werden, wenn er nicht alles von sich aus aufsaugt! Wie willt ihr denn die Ursprünglichkeit bewahren, wenn ihr die Eigentümlichkeit nicht pflegt, wo sie Farbe bekennet! Es muß schließlich alles praktisch gewandt und in persönliches Leben umgesetzt werden. Zur Wahrnehmung muß die Betätigung treten. Was sie von all den Eindrückungen gewinnen, muß persönlich an und von ihnen zum Ausdruck kommen.

Darum ist es Aufgabe der Schule, durch geeignete Behandlung dafür zu sorgen, daß sich alles, was die Kinder lernen, in eigenes Leben umwandelt und die innere Spannung sich in persönlicher Leistung auslöst. Sie soll nicht nur lehren, sondern zum rechten Verdauen und Verarbeiten anleiten und darüber wachen. Aber freilich, Lehrer gehören dazu, die es können. Zu allen den vier Vorbedingungen, daß der Unterricht bildend wirkt, gehören Lehrer, die selbst gebildet sind. Es ist das kein Wortwurf für sie, wenn sie es nicht sind, denn wieviel wirklich Gebildete haben wir denn überhaupt heutzutage?

Ich wenigstens habe bisher im besten Falle nur solche gefunden, die darunter leiden, daß sie es nicht sind, und darnach ringen, es zu werden. Die persönliche Kultur steht noch in den ersten Anfängen. Und dann, was tut denn der Staat, um seine Lehrer zu bilden? Er überlastet sie mit Wissen und läßt sie in formaler Unterrichtsfertigkeit. Alles, was er mit ihnen anstellt, ist nur geeignet, sie für wahre Bildung unempfindlich und unbrauchbar zu machen. Gelehrte brauchen wir für den Fachunterricht, für den Jugendunterricht aber, der bilden soll, brauchen wir Künstler, Bildner auf dem Gebiete des persönlichen Lebens: anziehende, lebendige, begeisterte Persönlichkeiten, die von Liebe und Leidenschaft für die Jugend glühen und ihre Kunst verstehen.

Ueber alpine Literatur.

Ein trübes Kapitel, wenn man dabei die alpine Naturbeschreibung im Auge hat. Dieser Strom durchzieht ebenso breit als leicht den Alpinismus von heute. Wer die Berge aus der Literatur kennen lernen will, der gehe in einem großen Bogen um die Massenmakulatur schriftstellerscher Alpinisten herum und kehre bei Meistern der Erzählungskunst ein, auch wenn sie keine Alpinisten waren: Moserger, Gottfried Keller, C. F. Meyer oder Schiller und Goethe. Auch in den Schriften des Weiminger Bürgerchullehrers Schaubach, besonders in seinen „Deutschen Alpen“, ist trotz der Altväterlichkeit des Stils und manchmal auch der wissenschaftlichen und technischen Ansichten mehr Poesie zu finden, als in den geschraubten Darstellungen moderner Hochtouristen. Aus Viktor Scheffels Bergpsalmen strömt die hehre Schönheit der Alpenwelt auf uns nieder, nicht aber aus einem geschwollenen Tourenbericht der umständlich die Kletterarbeit des berühmten „Alteingängers“ und Verfägers“ schildert. Warum ist denn gerade jetzt, wo der Alpinismus eine Mode und das Bergsteigen ein Kultus geworden ist, die alpine Darstellung auf eine so platte

Niedrigkeit und Gewöhnlichkeit herabgesunken? Vielleicht liegt die Antwort in der Frage enthalten: Weil das Bergsteigen eine Mode geworden ist!

Es gibt keine große Sache in der Welt, die, wenn einmal die Zeit der ersten begeisterten Jünger vorüber ist, nicht durch die tausende von Nachtretern verhonzt worden wäre. Damit meine ich nicht so sehr die große Masse der Reisenden, welche die Hotels der Hochgebirgstäler im Sommer bevölkern, als vielmehr jene große Zahl von Alpinisten, welche glauben, die Entwicklung des Menschen vom Sohlengänger zum Klettergeschöpf befähige ihn auch zur Darstellung der Herrlichkeiten und Furchtbarkeiten des Hochgebirgs. Nicht nur die Tourenberichte in den Alpenzeitungen, sondern auch die Aufsätze in den alpinen Jahrbüchern, ja selbst die Schilderung von Bergfahrten in modernen Prachtwerken sind mit wenig löblichen Ausnahmen fast durchweg ärmliche Dilettantenarbeiten. Wenn sie aber wenigstens die Mehrzahl dieser Arbeiten unerträglich macht, das ist neben dem Fehlen snapper Sachlichkeit das Ueberwuchern erst zu Hause gewachsener Gedankenarabesken und Gefühlsranken, deren üppiger Wuchs die Grenzen, welche das Erhabene vom Lächerlichen trennt, nicht mehr erkennen lassen. Das einzige, was die Lektüre solcher Schilderungen wieder annehmbar macht, ist ihr oft köstlicher unfreiwilliger Humor. Betäubend ist, daß manche bedeutende Bergsteiger unserer Zeit ihre achtungswerten Leistungen durch nackte Eitelkeit so stark entwerten. Es gibt eine psychische Krankheit, die man Expositivismus heißt. Etwas ähnliches findet man bei manchen hervorragenden Alpenbegingern, die es nicht verwinden können, daß die Einzelheiten ihrer Kämpfe unbekannt bleiben sollen. Sie stellen sich selbst dar „wie ein Botaniker“ oder „felsenbrechend mit der Kraft des jauchenden Gottähnlichen“. Daß sie sich als Uebermenschen über den erbärmlichen Herdentieren des Tales fühlen, das ist das Allererste, was man in ihren Artikeln zu kosten bekommt. Sie fühlen sich als „Schöpfer und Eroberer“ ihres eigenen Lebens, weil sie es „angehlich“, „hingegen haben“, hingegen in der Erkletterung einer steilen Rinne, einem Opfer, das kein Mensch von ihnen verlangt. Kurz: Alpinen Größenwahn! Schwimdbreit sind in den Bergen, aber nicht am Schreibtisch.

Leider handelt es sich hier nicht um einige wenige Auswüchse, sondern um eine ganze Richtung. Das „Ich“ ist die Hauptsache, der Berg nur Szenerie und Kulisse. Das „Ich“ soll in der alpinen Darstellung natürlich keineswegs fehlen, aber es muß mit jener Diskretion und jener Schamhaftigkeit der Seele behandelt werden, die den Verdacht der Selbstverherrlichung im Keim erstickt. Schilderungen, die das berücksichtigen, gibt es einige sehr feine, aber sie sind selten. Die großen klassischen Werke des Alpinismus von Whymper oder Lyndall zu lesen, oder auch Purtschellers Fahrten, das ist geradezu eine Erquickung nach der Lektüre moderner Bergenthusiasten. Auch Sigmond ist eine sachlich vornehme Natur in seinen „Gefahrender Alpen“.

Wenn die neueste psychologische Forschung ein es sicher nachgewiesen hat, dann die Tatsache, daß der Mensch der allerchlechtesten Beobachter seiner selbst ist. Daß die Forderung des griechischen Philosophen: „Erkenne dich selbst“ ein Ideal geistigen Lebens sein kann, das hat einer der tiefsten Kenner der Menschenseele gewußt und häufig ausgesprochen Goethe. Am meisten wird diese Wahrheit dann ihre Betätigung finden, wenn hohe Erregungszustände und gewaltige körperliche Anstrengungen sich zwischen den Menschen und seine Selbstbeobachtung schiebt. Dieses Phänomen ist aber bei schwierigen Bergbesteigungen das Gewöhnliche.

Manche schriftstellerisch nicht unbegabte Alpinisten verfallen dem Irrtum, daß viele Wenig ein Viel geben. Beim Geld stimmt das, aber nicht in der Dichtkunst. Aneinander gereichte, wenn im einzelnen noch so zutreffende Detailbeschreibungen von Ersteigungen geben dem Leser, dem Laien natürlich noch weniger, als dem mit den Bergen Vertrauten, ein einheitliches großes Bild.

Die Kunst, viele Einzelheiten, wie in einem Brennglas aufzufassen und mit ganz wenig Worten wiederzugeben, das ist es, was nicht nur den Dichter ausmacht, sondern auch allein den Leser befriedigt. Es soll gar nicht bestritten werden, daß viele Menschen in den Alpen große Feiertage erleben und bis zu einer Tiefe und Intensität der Lebensempfindung gelangen, die sie selbst übertrifft und verwundert. Wenn sie es aber versuchen, andern ihr inneres Erleben wahr mitzuteilen, dann erreichen sie dies nicht nur nicht, sondern sie bringen sich auch um ihr inneres Erlebnis selbst durch die falsche Preisgabe. Da ist Schweigen die größere Kunst. Nur der Dichter profitiert sich nicht, wenn er auspricht, was sein Tiefstes bewegt. Dafür gab ihm „Ein Gott zu sagen, was er leidet“. Er muß! Als John Lyndall zum erstenmal auf dem Weißhorn stand, war er versucht, einige Beobachtungen in sein Notizbuch einzuschreiben, unterließ es aber. „Es lag etwas Unharmonisches, wenn nicht Entweichendes darin, wenn ich den Gedanken gestattete, sich einzuschleichen, wo schweigende Schuldigung die einzig verständige Handlung schien“.

Es ist also ebenso witzig als richtig, wenn Paulke in seiner Sigmond-Bearbeitung sagt: „Es wird viel geschrieben und viel gedruckt! Auch das ist eine nicht zu unterschätzende subjektive wie objektive alpine Gefahr.“ — Die subjektive Gefahr besteht in der grenzenlosen Selbstüberhöhung junger und älterer Alpinisten, die ihren Namen nicht oft genug lesen können und es nicht fertig bringen, ihre oft recht tüchtigen Leistungen der Mitwelt vorzuenthalten; die objektive Gefahr äußert sich darin, daß feinere Naturen durch dieses Geschreie sich vom Alpinismus abgestoßen fühlen und dann das Kind mit dem Bade ausschütten.

Man hat in früheren Zeiten auch Reiseberichte und Tourenberichte geschrieben und auch, ohne Künstler zu sein, Aquarelle gemalt. Aber man hat es für sich getan, höchstens noch für einige andere. Die Unvollkommenheiten störten nicht beim Wiederlesen und in der Betrachtung. Die Fantasie ergänzte auch das Befehlende. Diese Reise-notizen oder farbigen Skizzen waren Schlüssel zum Schatz der Erinnerungen, aus dem herrlich Erlebtes in vollen Wogen hervorbrach, wenn man die Tore öffnete. Die Photographie ist uns das nicht mehr, was unsern Voreltern naive Bildchen waren. Aber sie hat das Gute, daß, wenn sie auch in Zeitschriften veröffentlicht wird, zu den andern doch in der Stille und ohne alles Getöse und Geflingel redet.

Um nicht mißverstanden zu werden, sei noch darauf hingewiesen, daß man an zwar sehr subjektiv gehaltene, aber in ihrer Art vollendeten Schilderungen von Hochtouristen, wie denjenigen von Hermann von Barth's oder von Guido Rammers große Freude haben kann. Solche Alleingänger, die auch geistig hervorragende Persönlichkeiten waren und dazu schreiben können, geben auch, wenn sie sich selbst geben, doch auch ein Bild der Alpen, wie es sich in ihrer Seele spiegelt. Aber sie gehören nicht mehr der neuen Generation an. Als Vertreter der objektiven Richtung wäre C. Schulz (Weizig) zu nennen. Manche alpine Schilderer gehen einen Mittelweg. Als einen ihrer besten Vertreter möchte ich Otto Ampherer nennen, der in seinen „Erinnerungen an die erste Ersteigung der Guglia di Brenta“, ein Muster feinsten Naturbeschreibungen und zartester Bloßlegung der Vorgänge in der Seele des Bergsteigers gegeben hat.

Es werden gerade in der letzten Zeit wieder allerhand Hoffnungen betreffs einer Verjüngung der alpinen Literatur im engeren Sinne ausgesprochen. Meine Hoffnung ist die, daß die immer zahlreicheren Führerlosen und Alleingänger, denen sicher die Zukunft des Alpinismus gehört, einsehen lernen, daß der „ethische Wert des Bergsteigens“, speziell des Alleingehens, eine lächerliche Phrase ist, wenn man seine Neigung zum bergesimamen Uebermenschtum dadurch ausgleicht, daß man sich nachher vor einem möglichst großen Publikum vermittelst Papier und Druckerwärze produziert.

A. F.

Aber die Liebe!

Als sie im Denz ihn zuerst erschaut,
Da ward er sogleich ihr teuer;
Sie schwärmte und träumte sich schier verrückt,
Die Liebe war ungeheuer.

Sie küßte ihn mit Schwüren der Treu'
Und stiftete: „Ewig die deine“.
Den Göthe zitierte sie über tags
Und schlief des Nachts auf Seine.

In Konditoreien traf sie ihn meist,
Die Strophen mußte man meiden;
Das war ein himmlisches Liebesglück
Bei verbot'nen Gelegenheiten.

Mit Vorsicht floß sie die Augen der Welt
Und die einer grämlichen Tante,
Der Briefchen schrieb sie wöchentlich sechs,
Schiffriert teils und poste restante.

Ach, diese Briefchen, wie rochen sie süß
Nach Heliotrop oder Veilchen!
Wie waren sie unorthographisch-beriebt,
Ein Küßchen in jedem Zeilchen!

Er dünkte ihr schön wie ein Märchenprinng,
Sie nannte ihn Ritter und Held
Und versprach ihm im Jugendglücksübermaß
Ihre Hand und — natürlich ihr Geld.

Doch als der gestrenge Papa es erfuhr,
War's aus mit der Lieb', selbstverständlich,
Sie verdröhte die Auglein mit mildem Blick
Und sprach: „Ich bedaure unendlich“.

Und wißt, für des Vaters Nachtgebot
War dieses der tiefere Grund:
Sie kam als reiche Erbin zur Welt
Und er als ein armer Hund.

P. G.

Ein aussterbender Recke.

Der Alpensteinbock, dessen gänzliche Ausrottung nur noch durch den Schutz der Könige von Italien verhindert wird, hat einen Kameraden im Nordosten von Deutschland, den Elch. Die preussischen Könige hegten diesen aussterbenden Artverweiler, um bei besonderen Gelegenheiten seltenes Jagdwild zu haben, ebenso wie die italienischen Souveräne den Steinbock in ihren Jagden der grajischen Alpen pflegen, um von Zeit zu Zeit einen besonders exquisiten Schutz anzubringen. Der Unterschied ist nur der, daß der Alpensteinbock auf den höchsten Gaten starrer Gebirgszüge menschliche Arbeit nicht schädigt, während der Elch nicht ohne Berechtigung als Schädiger der Saaten und Forste stark angefeindet wird.

Interessant ist, daß der Rückgang beider aussterbender Tierarten durch den Aberglauben beschleunigt wird. Gewisse Teile, z. B. die Hoden des Steinbocks und die Hufe des Elch, standen und stehen noch, zu medizinischen Heilmitteln verarbeitet, in hohem Ruf und ebenso wie in Italien eine angeblich aus den Hoden des Steinbocks bereitete Medizin als Mittel für schwächliche Kinder verkauft wird, sollen auch heute noch pulverisierte Elchhufe in Berlin gegen Fallsucht angeboten werden.

Der Elch ist eine der seltsamsten, phantastischsten Tiergestalten der alten Welt. Steht man einer Elchstute gegenüber, so erinnern Kopf und Gesichtsausdruck an ein Kamel, mit dem auch die Farbe sehr übereinstimmt; sieht man den Kopf im Profile, so meint man, ein kolossaler Esel strecke sein würdiges Haupt aus dem Busche; die Stellung der hohen Beine zum Rumpfe erinnert an ein Pferd; sieht man nur den Rumpf, so ähnelt dessen Farbe täuschend einem Wildschweine; die Stellung der Hörner entspricht der eines Stiers, denn sie schwingen sich seitlich aufwärts. Mustert man aber eingehend das Tier in seiner Gesamtercheinung, so hat es mit keinem Ähnlichkeit und der starke Rirsch mit seinem kolossalen Schaufelgeweih und dem mächtigen Rinnbarte ist ein Unikum, wohl geeignet, zu imponieren und unter Umständen sogar Furcht einzufößen; denn er steht über zwei Meter hoch auf seinen Hufen, kann eine Schwere von zehn Zentnern, selbst darüber, erlangen und es